

STEVEN R. MOSLEY

ÜBER



DIE MAUER

DEIN GLAUBE KANN MEHR



ADVENT
VERLAG

STEVEN R. MOSLEY

ÜBER DIE MAUER

DEIN GLAUBE KANN MEHR



ADVENT
VERLAG

Originaltitel: *Your Religion is Too Small*

Aus dem Amerikanischen übertragen von Julian Müller

© 2000 Pacific Press® Publishing Association, Nampa, Idaho (USA), alle Rechte vorbehalten. Deutschsprachige Ausgabe gemäß einer Lizenzvereinbarung mit dem Copyrightinhaber.

Projektleitung: Jessica Schultka

Korrektorat: Nicole Spöhr

Einbandgestaltung: Designstudio Monoflosse

Satz: rimi-grafik, Celle

Gesamtherstellung: Thiele & Schwarz GmbH, Kassel

Die Bibelzitate sind – falls nichts anderes vermerkt ist – der Bibel nach der *Lutherübersetzung* (revidiert 2017), © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart, entnommen.

1. Auflage 2021

© 2021 Advent-Verlag GmbH, Pulverweg 6, 21337 Lüneburg

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ohne Zustimmung des Verlags ist unzulässig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Alle Rechte vorbehalten – Printed in Germany

ISBN: 978-3-8150-1976-4

Inhalt

Kapitel 1	Das große Ganze oder ein kleiner Ausschnitt	7
Kapitel 2	Kreative Nachfolge	19
Teil I	Leuchtende Demut	35
Kapitel 3	Die unsichtbare Tugend	37
Kapitel 4	Bewunderung für den, der wertschätzt	51
Kapitel 5	Das Epos der leuchtenden Demut	59
Kapitel 6	Wasser in der Schüssel	69
Kapitel 7	Wüstenbewohner und lebendige Heilige	81
Teil II	Konsequente Ehre	97
Kapitel 8	Der Schild, den zu verteidigen sich lohnt	99
Kapitel 9	Einsatz seiner ganzen Gerechtigkeit	111
Kapitel 10	Das Epos der konsequenten Ehre	121
Kapitel 11	Im Vorgriff vergossenes Parfüm	133
Kapitel 12	Prächtige Gewänder und besondere Diener	149

Teil III	Offene Treue	161
Kapitel 13	Die Angst vor einem Standpunkt	163
Kapitel 14	In die Klauen der Welt	177
Kapitel 15	Das Epos der offenen Treue	185
Kapitel 16	Eine verdorrte Hand in der Synagoge	195
Kapitel 17	Querköpfe und eloquente Märtyrer	215
Kapitel 18	Eigenschaften, so strahlend wie Kunst	231



Kapitel

Das große Ganze oder ein kleiner Ausschnitt

Der Mann im dunkelgrauen Nadelstreifenanzug schritt aufgeregt auf dem Podium der Centerville-Gemeinde auf und ab. Seine Stimme klang so hell wie das Licht, das durch das Buntglasfenster über dem Taufbecken drang. Pastor Johnson verkündete der Gemeinde, dass seine Augen erst kürzlich für das Wunder des Großen Kampfes geöffnet worden waren, die Sichtweise von Eden zu Eden, die den Adventisten geschenkt worden war. Er erklärte mit überschwänglichen Gesten, wieso dieses Gesamtbild die ganze Bibel erhellte und ein herrliches Licht auf Gottes Charakter warf.

„Es ist ein großes Schauspiel, das sich vor unseren Augen vollzieht“, rief der Prediger. „Es ist das Schauspiel der Jahrhunderte, der große Kampf zwischen Gut und Böse. Der Plot ist spannender als jedes Drehbuch, der Höhepunkt elektrisierender als jeder Blockbuster auf der Leinwand.“

Jack Piercey, einer der Zuhörer, schüttelte sich auf seiner Kirchenbank, um wach zu werden. Er rieb sich die buschigen Augenbrauen. Irgendetwas stimmte hier nicht. Worauf wollte Johnson mit seiner Predigt hinaus? Dieser Gastprediger (auch noch aus Kalifornien!) hatte doch nicht etwa irgendwelche Hintergedanken?

Während Johnson weiter mit großen Worten über den Höhepunkt der Geschichte sprach, der sich eines Tages wie eine riesige Leinwand von Horizont zu Horizont vor unseren Augen aufziehen würde, sah

Jack seinen Verdacht bestätigt. Dieser Mann wollte Adventisten an die Vorstellung gewöhnen, ins Kino zu gehen! Oh ja, er ging äußerst subtil vor. Aber seine Absichten waren klar. Er stand auf der Seite dieses neuen Jugendleiters.

Erst letzte Woche war die Jugend am Donnerstagabend in irgendeinen absurden Kinofilm über ein Schwein gegangen (ausgerechnet ein unreines Tier!), und der Jugendleiter hatte sie begleitet. Gut, es war keine offizielle Gemeindeveranstaltung gewesen. Aber er war dabei und hatte die Sache damit gutgeheißen. Was war nur aus der Gemeinde geworden?

Jack beschloss, sich Notizen zu machen. Er hörte genau zu und schrieb alle Referenzen bezüglich Film oder Kino auf. Schließlich war er niemand, der aus der Luft gegriffene Unterstellungen unters Volk brachte. Er wollte Fakten auf den Tisch legen können, nackte Zahlen.

Auf dem Podium sprach der Gastprediger inzwischen darüber, wie alle Konflikte dieser Welt in einer letzten, großen Schlacht zwischen Christus und Satan gelöst werden würden. „Auf der einen Seite“, sagte er, „stehen die Mächte der Manipulation und des Zwangs, die Macht des Schwerts, erhoben im Namen der Religion. Auf der anderen Seite steht nur eines: Liebe – die umwerbende, gewinnende, hartnäckige Liebe Gottes. Die vereinten Armeen Satans, die unüberwindbar scheinen, werden auf spektakuläre Weise an der unerschütterlichen Liebe und Gnade zerschellen.“

Trisha Dearwood rutschte auf ihrem Platz hin und her. Sie versuchte zuzuhören, aber ihr ging das rote Gesicht des Schuldirektors nicht mehr aus dem Kopf. Sie hatte noch vor Augen, wie er ihr wegen Jimmys „gefährlichem Verhaltensmuster“ eine Standpauke hielt. Ihr Sohn hatte der Lehrerin einen Frosch in die oberste Schublade gelegt, und sie war alles andere als erfreut gewesen, als sie anstatt eines Lineals auf einmal die schleimige Amphibie in der Hand hielt, und noch weniger, als er ihr aufs Kleid und fast in den Ausschnitt gehüpft war.

Trisha und Jimmy waren vor den Schulausschuss gerufen worden, nicht nur wegen des Vorfalls mit dem Frosch, sondern wegen des „wiederholt auffälligen Verhaltens“. Vor einem Monat hatte Jimmy nach einem Foul im Fußball ein Schimpfwort gebraucht. Und er war

sechs Mal mit Basecap zur Schule gekommen, obwohl das nur an Basecap-Tagen erlaubt war. Die Daten waren fein säuberlich vermerkt worden.

Jimmy konnte ein kleiner Angeber sein, wie die meisten Kinder. Sie wäre mit einer Strafe einverstanden gewesen. Aber diese Schulvertreter hatten Jimmys Fehltritte mit ihren ernstesten Mienen dargelegt, als wären es Kriegsverbrechen. Sie führten sich auf wie Staatsanwälte, die auf eine Verurteilung drängten. Und da regte sich in Trisha Widerstand. Es war einfach zu viel. Wieso hackten sie immer auf den Kindern herum? Woher dieser Wahn, unbedingt „gefährliche Verhaltensmuster“ entdecken zu wollen? Sie behandelten jede Kleinigkeit wie eine kosmische Schlacht gegen das Böse.

Trisha tupfte sich die Augenwinkel. Wenn es doch nur Tränen der Rührung wegen der Predigt wären. Aber es war reiner Frust. Wieso waren Christen so kleinkariert? Würde sich ihr Sohn an die Gemeinde anpassen, wenn er älter wird? Würde er das überhaupt wollen?

Pastor Johnson gab sich derweil alle Mühe, Christi Wiederkunft in Worte zu fassen. „Stellt euch ein Geräusch vor“, sagte er, „ein Geräusch, das die ganze Erde erbeben lässt. Das ist die Stimme Gottes, die eine neue Zeit verkündet. Diese Stimme wird in der Heiligen Schrift verschiedentlich beschrieben. Sie ist eine Stimme großer Wasser; sie ist ein Donnern am Himmel und die Stimme einer großen Schar. Und im Augenblick seiner Wiederkunft ist es der Schall einer Trompete, die jedes Herz durchdringt. Manche mit Ehrfurcht; andere mit Panik.“

Schwester Gilder warf ihrem Mann einen finsternen Blick zu. Ihr gefiel diese Herangehensweise an die Wiederkunft Christi überhaupt nicht. Was sollte dieser ganze Lärm? Es wurde ohnehin schon lauter und lauter in der Gemeinde. Die schöne, sanfte Orgel war durch ein Keyboard ersetzt worden. Manchmal kamen sogar noch Gitarre und Schlagzeug dazu. Wie im Nachtclub. Das hatte doch mit Gotteslob nichts mehr zu tun! Alles war viel zu laut. Was war aus der „stillen, leisen Stimme“ geworden?

Bruder Gilder bemerkte die Blicke seiner Frau nicht. Er war viel zu beschäftigt mit Rechnen. Die Visionen der sieben Siegel, der sieben Posaunen und der sieben Schalen ließen ihn nicht los. Seit Monaten diskutierte er mit dem Sabbatschulleiter darüber, wie das alles zusam-

menpasste. Und jetzt hatte er einen entscheidenden Trumpf. Die sieben Schalen gehörten gar nicht zur siebten Posaune oder zum siebten Siegel. Er konnte es beweisen und würde es dem sogenannten Sabbat-schullehrer mit seinen Bibelversen zeigen.

Pastor Johnson hatte mittlerweile die Gläubigen am Tag des Jüngsten Gerichts in die Luft befördert. Sie stiegen dem verherrlichten Christus entgegen. Johnson beschrieb die unsterblichen Körper, die den Gläubigen gegeben würden. „Das sind himmlische Körper“, sagte er. „Sie sind um ein Vielfaches herrlicher als unsere Körper hier auf Erden. Das ist, als würde man Dreckklumpen mit leuchtenden Sternen vergleichen.“

Gladys Pinnight nickte bedeutungsschwer. Ja, sie würde einen herrlichen, vollkommen reinen Körper erhalten. Auf diesen Tag bereitete sie sich jetzt schon vor. Aber dann runzelte sie die Stirn. Ihr fiel ein, wie sie vor Sabbatanfang noch schnell eingekauft hatte. Unter anderem hatte sie eine Packung Kracker gekauft. Sie schienen völlig gesund zu sein. Aber hatte nicht letztens jemand gesagt, dass sie mit Schweineschmalz zubereitet würden? Und alle in der Familie hatten nach dem Abendessen zugelangt! Gladys fühlte sich schmutzig. Dabei musste sie an vergangenes Wochenende denken. Beim Potluck hatte sie ordentlich Mayonnaise und Ketchup auf ihrem vegetarischen Hot-Dog verteilt. Und dieses Laster ließ sie gleich an die Woche davor denken, als sie abends noch eine große Portion Eis vertilgt hatte.

Gladys ließ die Schultern hängen. Johnson beschrieb derweil die wundervolle Wiedervereinigung mit Christus von Angesicht zu Angesicht und eine Ewigkeit mit unendlichen Möglichkeiten in einem vollkommenen Universum. Aber Gladys konnte sich nicht freuen. Ihr Körper würde niemals bereit sein für die Wiederkunft Christi. Sie versuchte es ja, aber sie konnte ihn einfach nicht reinhalten und allem Schlechten eine Absage erteilen.

Pastor Johnson kam zum Schluss. Mit bebender Stimme breitete er die Arme aus und sagte: „Das ganze Universum wird mit uns feiern, wenn der Große Kampf vorüber ist, wenn jede Frage beantwortet, jede Träne abgewischt ist, und alles im Kosmos einstimmig ausruft: ‚Gott ist die Liebe.‘“

Er nahm Platz und hoffte, dass die Gemeinde ihn auf die letzte, gewaltige Reise gen Himmel begleitet hatte. Er hoffte, dass sie gestärkt auf dieses herrliche Ziel hinlebten.

Leider waren viele Glieder der Gemeinde in Centerville unterwegs von Bord gegangen. Sie waren in ihrer kleinen Welt zurückgeblieben.

Jack addierte die Referenzen der Predigt, die mit Kino zu tun hatten – eine beträchtliche Anzahl. Trisha murmelte leise „Amen“, aber das rot angelaufene Gesicht des Direktors war ihr stärker vor Augen als das Antlitz Jesu. Schwester Gilder zuckte zusammen, als der Keyboardspieler zum Schlusslied ansetzte. Bruder Gilder schlug vorsichtshalber schon den aussagekräftigsten Text aus der Offenbarung auf, mit dem er dem Sabbatschulleiter den Rest geben wollte. Und Gladys fasste den eisernen Entschluss, sich diese Woche noch mehr Mühe zu geben.

Wie wir klein werden

Vor einigen Jahren schrieb ein britischer Pastor namens J. B. Phillips ein Buch mit dem Titel *Your God is Too Small* (Euer Gott ist zu klein). Es wurde zum Bestseller. Phillips zeigte auf, dass Christen Gott oft unbewusst auf ein handhabbares Format reduzieren. Sie schrumpfen den Allmächtigen zu jemandem zusammen, mit dem sie sich wohlfühlen und der sich von ihnen beeinflussen lässt.

Als Adventisten haben wir meiner Meinung nach ein anderes Problem. Wir haben ein großes Bild von Gott. Wir sind mit einer wunderbaren Perspektive auf die Weltgeschichte und ihr Ziel gesegnet. Aber unser Glaube wird leider viel zu häufig klein gemacht. Wie wir Glauben praktizieren, schrumpft. Was wir Woche für Woche tun, wird dem großen Bild nicht gerecht.

Die Geschichte von Bruder Johnsons Predigt spiegelt wider, was in unserer Freikirche vor sich geht. Es gibt ein starkes Ungleichgewicht zwischen dem großen Ganzen in der Theorie und dem kleinen Ausschnitt in unserem alltäglichen Leben.

Ein Beispiel dafür ist der Sabbat. Wir haben eine Panoramaaufnahme vom Sabbat und davon, was er uns über Gott als Schöpfer und Erlöser sagt. Der Sabbat zeigt uns, wie sehr Gott unser körperliches

und geistiges Wohlbefinden am Herzen liegt. Darüber hinaus begreifen wir ihn als Symbol für das vollendete Werk Jesu Christi.

In der alltäglichen Praxis machen wir den Sabbat aber oft zu diesem kleinen Ausschnitt. Wir streiten mit unseren Kindern darüber, ob Inlineskating nun sabbattauglich ist oder nicht, oder halten uns mit Diskussionen darüber auf, wie tief man ins Wasser gehen darf, bevor es als Schwimmen zählt.¹ Bis zu den Knöcheln? Bis zu den Knien?

Wir haben eine wundervolle Hoffnung auf die Wiederkunft Christi und den Tag, an dem die Toten auferstehen und dem Herrn begegnen werden. Das kann denen, die den Verlust eines lieben Menschen verkraften müssen, wirklich Trost bieten. Aber dann machen uns die Details wieder einen Strich durch die Rechnung. Wir beißen uns in einer Diskussion über die zeitliche Abfolge fest. Nein, die Seele ihres verstorbenen Ehepartners ist noch nicht im Himmel; er oder sie schläft fest im Grab. Wir sagen den Leuten, dass ihre Ansichten über den Zustand der Toten im Grunde spiritistisch sind. Und dass das eine der größten Täuschungen Satans sei.

Die Einzelheiten der letzten Ereignisse hier auf Erden sind wichtig. Sie haben Relevanz. Aber sie verdecken manchmal das große Ganze. Sie hindern uns zum Beispiel daran, uns mit einem anderen gläubigen Menschen über die grundlegende Hoffnung auf die Neue Erde zu freuen. Stattdessen versteifen wir uns auf die Tatsache, dass bei ihm die zeitliche Abfolge noch nicht stimmt. Wir können seine Hoffnung in Jesus Christus nicht bestätigen. Stattdessen müssen wir analysieren, was nun genau der Lebensodem bedeutet und wie es sich mit der unsterblichen Seele verhält. Das lässt uns kleinkariert erscheinen.

Es ist nicht so, dass wir falsch liegen. Aber unser Glaube erscheint dabei ziemlich klein.

Wir haben in Sachen Gesundheit und ganzheitlicher Sicht auf den Menschen einiges zu bieten. Aber das große Bild geht im Hickhack über Einzelheiten verloren. Die Leute treiben es mit den Details gern auf die Spitze. Sie verlieren sich in einer akribischen Suche nach Spuren von Fett in Haferbreizutaten, analysieren, ob eiskaltes Wasser die Verdauung beeinflussen könnte, machen sich Sorgen darüber, wie oft man einen Bissen kauen sollte, ob und wann Salz zum

Nachwürzen gereicht werden darf und so weiter und so fort. Klein, klein, klein.

Oft genug scheint uns unser Glaube zu schrumpfen. Das große Szenario der Bibel bleibt ein entferntes Abstraktum; es weitet unser Leben nicht, macht es nicht größer. Und manchmal sind es nicht nur wir auf der Kirchenbank, die im Kleinklein stecken bleiben. Manchmal wird das Kleinklein auch von vorn gepredigt. Auch Pastoren, Vereinigungs-, Verbands- und Divisionsvertreter sind nur Menschen; manche lassen zu, dass ihre Eigenheiten den Blick auf die Wahrheit schmälern. Manchmal verzerrt ihre emotionale Begrenztheit ihre Botschaft. Das wirft tendenziell einen Schatten auf die ganze Gemeinde. Wir Menschen möchten Teil von etwas Großem sein. Wir möchten davon ergriffen sein und unser Leben einer großen Sache widmen. Wenn Glaube und Religion aber zu klein werden, suchen wir woanders nach Erfüllung.

Das Dedalus-Problem

Der irische Autor James Joyce schrieb einst einen autobiographischen Roman mit dem Titel *Ein Porträt des Künstlers als junger Mann*. Die Hauptfigur, Stephen Dedalus, hatte ein intensives Bekehrungserlebnis. Eines Tages war er in der Kirche so ergriffen, dass er Gott sein Herz ausschüttete. Auf dem Heimweg erschien ihm die Welt in ganz neuem Licht: Die schlammigen Straßen wirkten fröhlich, und eine unsichtbare Gnade ließ ihn sich federleicht fühlen. Der junge Mann wusste zum ersten Mal, wie schön und harmonisch das Leben sein kann, wenn man zu Gott umkehrt und von ihm geheiligt wird.

Stephens Gefühl der Gnade ließ ihn darüber nachdenken, in den pastoralen Dienst zu gehen. Aber dann hielt ihn etwas zurück. Es war keine Lehrmeinung, mit der er sich schwertat, oder eine Aussage der Bibel, die er nicht glauben konnte. Es war das Gesicht des Geistlichen, der ihm Anweisungen erteilte. Auf einmal kam es ihm vor wie „das Bild einer freudlosen Maske, die [...] einen versunkenen Tag widerspiegelte.“² Stephen versuchte, den Gedanken zu verdrängen, aber es gelang ihm nicht. Er begann sich zu fragen, wie eine auf ein heiliges

Leben beschränkte Zukunft wohl aussehen mochte. Es kam ihm wie ein „ernstes und geordnetes und leidenschaftsloses Leben“³ vor.

Nach und nach wurde Stephen klar: Der Ruf zu diesem heiligen Leben „traf ihn nicht ins Mark.“⁴ Und er wunderte sich über „den schwanken Griff, in dem ihn so viele Jahre der Ordnung und des Gehorsams hielten“⁵. Die Vorstellung, solch eine künstliche Vollkommenheit im blassen Dienst am Altar zu verfolgen schien ihm unerträglich: „Nicht zu fallen war zu schwer, zu schwer.“

Also verließ der junge Mann das Seminar und ging an die Universität. Dort fand er einen Beruf, der ihn ins Mark traf: Der Geist, der durch die Kunst „in unbeschränkter Freiheit“ Ausdruck findet. Er wollte Schriftsteller werden und sich mit Leidenschaft der Schönheit widmen. Er schwor sich, „ein Priester der ewigen Imagination zu sein, der das tägliche Brot der Erfahrung in den strahlenden Leib des ewigen Lebens wandelt.“⁶

Wer hat die beste Lebensqualität?

Was James Joyce beschreibt, ist der Augenblick der Wahrheit für diesen jungen Mann. Die Religion, der er sein Leben widmen wollte, erwies sich als zu klein. Er brauchte etwas Größeres, etwas Gewaltigeres im Leben.

Es waren weder seine fleischliche Natur, die kalte Füße bekam, noch die moralischen Anforderungen einer christlichen Berufung. Stephen Dedalus erlebte Gottes Gnade auf intensive Art. Er fühlte sich Gott nah. Aber er kam nicht über die trüben Gesichter der Gottesfürchtigen hinweg, die sterilen Rituale seiner Religion.

Stephen Dedalus fühlte sich von der Wahrheit herausgefordert, von den großen Themen der Christenheit. Aber er konnte sein Verständnis als Mensch nicht mit der Art der Frömmigkeit in Übereinstimmung bringen, die er erlebte. Die Güte, die er sah, reizte ihn nicht. Und das war das Problem. Sie sah nicht aus, als würde es sich lohnen, sie als Lebensinhalt zu wählen.

Viele Menschen in der heutigen Welt teilen Dedalus Aversion gegen ein religiöses Leben. Seine Erfahrung steht für unzählige Menschen, die sich von der Religion abgewandt und aus einem Alternativ-

weg eine verstopfte Autobahn gemacht haben. Und viele in unseren Gemeinden, die die Kindersabbatschule, Pfadfinder- und Jugendgruppen durchlaufen haben, befinden sich längst auch auf diesem Weg.

Wenn wir nach Strategien für die Herausforderungen unserer säkularen Zeit suchen, konzentrieren wir uns meist darauf, Menschen helfen zu wollen, wieder glauben zu können. Unsere Zeitgenossen scheinen nur noch wenig mit Geschichten von Jesu wundersamer Geburt, von seinem Dienst im himmlischen Heiligtum, von seiner Wiederkunft auf den Wolken der Herrlichkeit anfangen zu können. Es fällt uns schwer, sie in einer Welt mit Bedeutung aufzuladen, in der man sonst nicht mehr regelmäßig über sie stolpert.

Deswegen halten wir Bibelstunden. Wir evangelisieren. Wir schreiben Bücher. Wir versuchen, mit einer intellektuell glaubwürdigen Rechtfertigung des Glaubens aufzutrumphen. Diese Art der Apologetik ist auch wertvoll. Je säkularer wir werden, desto weniger sprechen wir auf die biblischen Wahrheiten an.

Es gibt aber noch ein weiteres Problem, und das hat mit tieferliegenden Instinkten zu tun. Es geht um die Frage wer die beste Lebensqualität hat. Bei fast allen Menschen erregt Lebensqualität Aufmerksamkeit; Erfahrung schlägt jede Lehre. Die meisten Menschen lassen sich für den Glauben begeistern, weil sie ein Lebensstil anzieht, zu dem gewisse Glaubensüberzeugungen gehören. Nur sehr wenige Kehrtwenden beruhen auf abstrakter Theorie. Viel zu wenige von uns gehen aktiv auf die Suche nach neuer Wahrheit. Aber wir alle suchen ein gutes Leben, und unsere Vorstellung davon, was ein gutes Leben ist, beeinflusst, welche Glaubensüberzeugungen wir übernehmen.

Stephen Dedalus, und ich vermute, James Joyce ebenfalls, hatte seine Zweifel, aber er wollte glauben. Die Geheimnisse des Glaubens reizten ihn, gerade, weil es glorreiche Geheimnisse waren. Aber dann stolperte er über den tristen Dienst am Altar und ein religiöses Leben ohne jeden Reiz.

Und das ist das Problem, vor dem die Freikirche der Siebententags-Adventisten heute steht: Unsere Art zu glauben ist für die Menschen um uns herum zu klein geworden. Sie passen einfach nicht mehr hinein. Unsere Definition eines frommen, guten Lebens lockt

niemanden mehr hinter dem Ofen hervor. Sie sorgt bei Vergnügen und Spaß für peinliche Stille, murmelt Ausreden auf Partys, schlurft neben dem Takt und etwas aus der Zeit gefallen hinterher. Irgendwie hat sich bei uns die Überzeugung gebildet, wir müssten ein „besonderes Volk“ sein, das in einem eigentümlichen Verhältnis zur Welt steht, anstatt ein anziehendes Licht zu sein, das sie erhellt.

Vielleicht mag es schockierend klingen, aber viele unserer Zeitgenossen halten den adventistischen Lebensstil für ein borniertes, ja sogar belangloses Streben. Verglichen mit dem Ringen um Weltfrieden oder dem Sieg über den Hunger sind ständige Diskussionen über Schmuck, Schimpfwörter oder die Frage, ob Frauen in der Gemeinde nun predigen dürfen oder nicht, wenig weltbewegend.

Ich kann mich mit einigen Elementen aus Stephen Dedalus Erwachsenwerden gut identifizieren. Ich verbrachte vier Jahre an adventistischen höheren Schulen, umgeben von Regeln und Ordnung, und hatte so meine Zweifel an der Anziehungskraft der Gemeinde. Die großen moralischen Schlachten jener Zeit drehten sich um Haare bei Jungs, die länger wuchsen als bis zum Kragen, um Röcke bei den Mädchen, die knapp überm Knie endeten, und um alle, die Top-40-Radiosender hörten.

Trotz dieser engen Grenzen hatte ich keine Aversion gegen den Glauben. Gott, sein Wort und sein Wirken zogen mich an. Ich hatte mit Zweifeln zu kämpfen, aber ich war entschlossen, diesen Kampf zu gewinnen.

Das religiöse Leben war das Problem. Es kam mir nicht wie eine Herausforderung vor, sondern eher wie eine Angst im Nacken. Ich hatte Angst davor, zu welcher Art von Person ich mich entwickeln würde, wenn ich vollkommen religiös wurde. Die Wenigen, die bereits in diesen Zustand verfallen waren, gaben kein ermutigendes Bild ab: Tugendhaftigkeit schnürte sie ein wie Paketband, vor Güte verkniffene Gesichter, Körper in Reih und Glied auf dem rechten Weg wie Güterwaggons voll heiliger Fracht.

Uns machte nicht nur der Fanatismus Angst. Es war dieses religiöse „Gutsein“, dem jede Farbe und jedes Leben zu fehlen schien. Mit Sicherheit bestärkte unsere sündige Natur diese Aversion. Aber da war noch mehr. Wir konnten darin nirgendwo ein gutes oder gar ein groß-

artiges Leben entdecken; nichts daran reizte uns. Gleichgültigkeit und Langeweile waren die einfache Antwort und die scheinbar passendste Reaktion auf unser religiöses Umfeld.

Das konventionelle „religiös Sein“ vermag wie fast alles auf dieser Welt nur ein einziges Bild nach außen zu vermitteln. Die Menschen stecken es nur in eine einzige Schublade. Wie ich in meinem letzten Buch *Burned Out on Being Good* argumentiert habe, wird die konventionelle adventistische Tugend als Vermeidung von Bösem verstanden. Es ist ein Aus-dem-Weg-Gehen, ein Nichtvorhandensein von. Überall sehen wir uns Gefahren ausgesetzt – anarchische Rocktexte auf jedem Radiosender, laszive Fernsehshows auf jedem Kanal, lautstarke Partys an jeder Ecke, dekadenter Materialismus in jedem Einkaufszentrum –, und wir wenden uns ab, immer und immer wieder. Die Welt wird als moralisch vergiftet dargestellt, wie Zigarettenrauch, den man uns ins Gesicht bläst. Die einfachste Predigt dreht sich darum, wieso die Gesellschaft vor die Hunde geht. Der schnellste religiöse Bestseller ist der, der vor irgendeiner neuen Gefahr warnt, die unseren Glauben bedroht.

Wenn Vermeidung der Kern von Moralität ist, wenn Tugend nur daraus besteht, das Leben zurechtzustutzen, dann wird sie nach außen immer blass und erdrückend wirken. Sie wird zuverlässig versagen, Menschen zu begeistern. Wenn ein Volk sein Augenmerk hauptsächlich darauf richtet, nicht von der Welt befleckt zu werden, wird es unweigerlich in kleinkariertem Verhalten enden, um ihr eigentümliches religiöses Revier rein zu halten.

Die meisten religiösen Fanatiker führen diese Vermeidungsstrategie einfach bis zu ihrem logischen Ende. Das Böse ist überall. Ihr Abwenden von der Sünde wird zu einer panischen Flucht. Sie müssen immer höhere, immer striktere Barrieren gegen das Vordringen der Welt errichten. Es gibt immer weniger moralisch vertretbare Aktivitäten; der „rechte Weg“ wird immer schmaler.

Die Welt sieht zu und erlebt wieder einmal, dass das Streben nach Heiligkeit zu Kleinkariertheit wird. Die Leute fragen sich, wieso dieses Streben so oft in merkwürdige Extreme verfällt. Da ist es doch besser, es nicht päpstlicher zu halten als der Papst. Ein wenig Gut sein, folgern sie, reicht auch.